Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Bretonisches Tagebuch
Autor: Löw, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750933

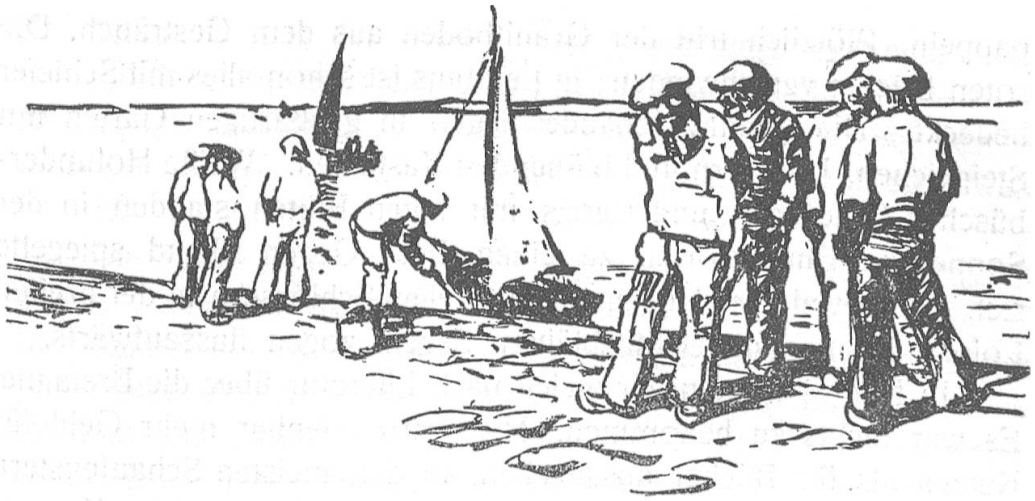
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



BRETONISCHES TAGEBUCH

VON RUDOLF LÖW

I. REISE ANS MEER

NANTES, 18. Mai

Da sitze ich in Nantes im Hotel und kann nicht von dem Eindruck des Schlosses loskommen. Ich glaubte, dergleichen gäbe es nur noch in Bilderbüchern und auf alten Stichen. Aus meiner Rheinstadt bin ich gewohnt, dass man alles Alte schleift, damit die Tramwagen und die Menschen besser aneinander vorbeirennen können. Hier haben sie das Alte stehen lassen und eine neue Stadt darum gebaut. Auf der einen Seite der Straße Zinnen und Türme, auf der anderen die Bahngeleise, und weiter, jenseits des Flusses eine riesige Biskuitfabrik.

Mit der Westbahn brauchten wir — ich reiste mit einem Freund — sieben Stunden von Paris bis hierher. Über Tours fahren Expresszüge in fünfeinhalb Stunden. Der bunte Frühling hielt uns auf der ganzen Strecke am Fenster. Ein gelbes Blütengewinde wogte mit dem Boden auf und ab und leuchtete vor den dunklen Kieferwäldern hell auf. Der Stechginster und der Besenstrauch blühten. Hinter den Büschen schoben sich wie Kulissen Getreidefelder und Kleeäcker, tiefroter Inkarnatklee mit Birken; klare Tümpel und Flüsse, Eichenhaine, Bauernhöfe, dunkelrotes Fleckvieh, schiefergraue Rosse und eine Masse graziöser Schwarz-

pappeln. Plötzlich tritt der Granitboden aus dem Gesträuch. Die roten Dächer verschwinden; in Le Mans ist schon alles mit Schiefer bedeckt. Die Bahnhofgebäude liegen in großartigen Gärten mit Steineichen, Lorbeern und blühenden Kastanien. Weiße Holunderbüsche, Goldregen und Cercis mit roten Blüten standen in der Sonne wie Ehrenpforten zu einem Fest. Gegen Abend spiegelte sich dichtbewaldetes Hügelland mit hellen Schlössern in der breiten Loire. Kähne mit leichtgeblähten Segeln zogen flussaufwärts.

In Nantes fragten wir gleich nach Literatur über die Bretagne. Es war nichts zu bekommen. Hier wird offenbar mehr Geld für Kerzen als für Bücher ausgegeben. In den meisten Schaufenstern mit der Aufschrift „Librairie" entdeckt man hinter einer Kerzenkolonnade ein armseliges Schäftlein Bücher, deren Titel nicht zum Kaufen reizen. Aber die Kerzen sind aufs feinste mit Guirlanden und Blumensträußchen, ja mit wahren Froufrous aus Wachs verziert.

Nach dem Abendessen war die Stadt bald entvölkert. Nur unmögliche, archenförmige Tramwagen stießen grelle Hornsignale in die Nachtluft.

LAROCHE-BERNARD, 19. Mai.

Die Wegfahrt von Nantes war ergötzlich. Die Bahn fährt im Droschkentempo behaglich durch die Straßen dem Quai entlang. Man kann unterwegs seinen Bekannten noch rasch durchs Fenster die Hand schütteln. Durch ein Felsentor verlässt der Zug aber schließlich die Stadt und rast verrückt ins Land hinaus. Nach einer Stunde ist man am Meer und in St. Nazaire. Dort erinnern die Bahnhofverhältnisse an den behaglichen Schlendrian der süditalienischen Städte. Sonnenverbrannte, schwarzbärtige Facchini lauern auf ihr schmales Einkommen. St. Nazaire entspricht dem Typus der praktischen modernen Stadt mit der Straßenanlage Schema Mannheim.

Am Strande war stille Ebbe. Das Meer lag da wie ein braver See in der Morgensonne. Ein langes Band niedriger Felsen, grau mit blaubraunem Blasentang bedeckt, umrahmte das blaue Wasser. Gegen Westen verlor sich der feine Streifen in das Dunkelblau. Wie wohltätig wirkt doch der weite Horizont; der Blick kann wieder ordentlich ausholen. Da weithin am Strande nichts außerordentliches zu erwarten war, durchquerten wir die nächste Landzunge.

Zu beiden Seiten der Straße ragten prächtige Holunder- und Ginsterbüsche in die Höhe. Wenn im Frühjahr die tiefgrünbraunen Zweige mit unzähligen zitronengelben Blüten bedeckt sind und dazwischen die weißen Holunderblüten aufleuchten, dann strahlt das vor dem dunkelblauen Himmel ungemein festlich.

Die Straße führte uns wieder gegen das Meer, nach Pornichet, in ein Villennest. An allen Türen klebten Aufschriften „à louer". Im Sommer bevölkern sich die Mietslandsitze der ganzen Bretagne. Jedes Jahr entstehen neue improvisierte Gemeinden mit Freundschaften und Klatsch und Skandälchen, die sich im Herbst wieder lösen; jedes Jahr neue Mischmöglichkeiten. Es wäre verlockend, in der Einsamkeit zu mieten. Aber die Gegend ist zu flach. Ich bin auf der Suche nach einer steilen Felsküste, nach hohen „Falaises". Wir sind froh um unsere Räder. Dem ganzen Küstenrand folgen vorzügliche Straßen. Da die Bahn an verhältnismäßig wenigen Punkten das Meer erreicht, tut man gut, das Automobil oder das Rad zu benutzen. Zwischen Pornichet und Pouliguen kann man auch dem Wasser entlang auf dem feuchten Sand die riesige Bucht umfahren, wenn man nicht die Straße durch den grossen Pinienwald von La Baule vorzieht. Der ganze Strand dieser Gegend ist mit Villen und Hotels besetzt, bis die weite Bucht mit Pouliguen kastellartig abschließt. Nach dieser Akropolis stößt man auf die ersten Falaises, nicht sehr hoch, aber wild zerrissen und schön der Brandung ausgesetzt. Die lange Halbinsel bis Le Croisic, nördlich an große Salz-Sumpfgebiete grenzend, ist ein prächtiges Stück Land. Heute trägt die Gegend den Stempel der Seebadkultur. An den schönsten Punkten im Wald sind Tennisplätze, am Strande geschmacklose Hotelbauten. Gegen Le Croisic fällt das Terrain wieder bis auf fünf Meter über Meer. Le Croisic: derbe Granitumrahmung der Fenster und Türen in einem weißen Verputz, graue Schieferdächer mit Landkarten aus rostgelben Flechten überzogen. Saubere sandige Straßen. Den großen Marktplatz beherrscht ein malerisches Haus aus der Zeit von Henri IV.

In einem Motorboot wurden wir von der Halbinsel auf eine trostlose Landzunge des gegenüberliegenden Festlandes gebracht.

Es gibt eine Melancholie mit einem süßen Kern, die träumerische Melancholie des Nebels. Aber grausam cynisch, restlos ist die Melancholie des blauen Nachmittags. Eine unendlich blaue

Halbkugel über einer unendlichen blauen Wasserscheibe. In der Mitte ein Streifen Land mit einer dürren Haide. Ein paar Schafe fressen sich durch die armselige Vegetation. Am letzten Ende dieser Insel der Trostlosen steht ein riesiger weißer Kasernenbau, ein Sanatorium für skrofulöse Kinder.

Das weite ebene Land vor uns versprach nichts besseres als diese Einsamkeit. Erst ein überaus höflicher Douanier, der uns den Weg nach Guérande wies, weckte wieder den Glauben an eine kultivierte Gegend. — Eine Stunde landeinwärts steht auf der Anhöhe das alte befestigte Guérande völlig isoliert als Landstädtchen da, das sich seit Jahrhunderten wenig verändert hat, während viele Städte meilenweit im Lande dank einer Flussverbindung mit dem Meer noch das Gepräge der Hafenstadt tragen. Über die Stadtmauer hängen Schlinggewächse bis zu den wassergefüllten Gräben hinunter, und auf den äußern Wällen spielen unter hohen Baumalleen kleine Kinder. Durch vier feste Tore, zwei mit dickbauchigen Türmen, wie das Baslertor in Solothurn, ziehen die Bauern der Umgebung in die Stadt zum Markt und abends schwankenden Ganges wieder hinaus. Der langweilige Frieden der guten alten Zeit wandelt durch die krummen Straßen.

Der Hauptschmuck ist eine Kirche, vom Sockel bis zur letzten Spitze aus Granit. An der Fassade, in die Strebemauer des Turmes, ist eine Steinkanzel eingebaut, von der herunter dem Volke auf offener Straße gepredigt wird.

Im warmen Abendschein fuhren wir weiter. Die breite Straße, die hin und wieder von einem Trüpplein heimkehrender Bauern und Kühe versperrt war, folgt der leichten Wellenbewegung des Bodens, so dass man selten ebene Strecken vor sich hat. Von Kilometer zu Kilometer fährt man auf und ab, zu beiden Seiten begleitet von blühenden Wällen mit lebenden Hecken aus Haselnuss-, Holunder-, Brombeersträuchern, Stechpalmen und üppigem Farnkraut. Über die Anhöhe ziehen sich feine Waldsilhouetten, Eichenhaine, auch Edelkastanien und Wallnussbäume, seltener Ulmen. Auf den höchsten Punkten stehen Windmühlen, plumpe Türme mit einem riesigen umgestülpten Trichter als Dach. Diese Lapidarform bleibt sich bis in den letzten Winkel der Bretagne treu. Hat man mühsam solche Höhen erreicht, dann fliegt man auf der anderen Seite gerade wieder hinunter in ein Sumpfgebiet,

wenige Meter über Meer. Schließlich flucht man über das ewige Aufundab und schaut neiderfüllt den Automobilen nach, die tröstlicherweise auch von Zeit zu Zeit ihre unfreiwillige Rast erleben. Auf einer letzten Höhe nach dem Dorfe Herbignac wurde in der Ferne ein riesiges Dach sichtbar, eine blaue Stadtsilhouette ragte in den Abendhimmel.

Laroche-Bernard. Ein tiefer Taleinschnitt trennt den mächtigen Felskegel von dem Gelände. Unten auf dem Schlammboden der engen Schlucht lehnten Schiffe mit ihrer Breitseite an die aufsteigende Felswand. Die steile Bergstraße führt in einem Bogen hinauf zur Stadt, zuerst auf einen imposanten Felsvorsprung, von dem aus das breite Flussgebiet der Vilaine, rings umragt von waldigen Hängen, zu übersehen ist. Das Flussbett war fast wasserleer. Die nächste Flut, die vom Meer zuerst zehn Kilometer zurückzulegen hat, war erst auf Mitternacht zu erwarten. Eine hohe Giebelwand, die hinter uns die Straße abschloss, warf die Schallwellen des gedämpften Abendläutens so genau zurück, dass wir uns nach je siebzehn Meter mitten im dröhnenden Geläute befanden. Die Granitkirche, in der geläutet wurde, gehört in ihrer primitiven Einfachheit zu den schönsten der Bretagne. Wie in Guérande, so steigt auch in Laroche-Bernard der Dunst spießbürgerlicher Behaglichkeit aus den Straßen. Selbst die Gasthöfe lassen sich nicht durch den modernen Verkehr in ihren Gewohnheiten stören. Automobile und Räder werden in den Stall gestellt; Garagen gibt es nur in den ersten Gasthöfen der wichtigen Plätze. Um einen großen Tisch kann man jederzeit zusitzen und sich von bretonischen Mädchen Leckerbissen der See auftischen lassen. Abends macht die mächtige Suppenschüssel die Runde. Hinter den Wein- und Mostflaschen glänzte ein prächtiger Butterballen wie das Symbol eines gesegneten Landes. Die Ausstattung des Speiseraumes hatte etwas entzückend altmodisches; auch die wurmstichigen Himmelbetten und die Kornblumentapeten des Schlafzimmers waren nicht mehr von heute. Dabei stand aber alles, selbst die riesige Küche, unter dem Zeichen wohltuender Reinlichkeit.

QUIMPER, 20. Mai.

Wir werden bis in alle Zeiten voll tiefer Dankbarkeit der sympathischen Stadt Vannes gedenken. Auf dem Rathausplatz steht

nämlich das altehrwürdige Hotel du „Dauphin“, in dem uns für zweieinhalb Franken so wunderbar aufgetischt wurde, dass wir die Speisekarte einsteckten, um sie der Nachwelt als Denkmal zu erhalten. Die mühsame Fahrt über die heißen Straßen von Laroche-Bernard bis Vannes und die öden Stunden in der Eisenbahn bis Quimper vermögen nicht, die Denkwürdigkeit dieses Tages zu trüben.

Nun sitzen wir in Quimper dem Münster gegenüber. Auf dem Platz steht das unvermeidliche Denkmal. Ein Herr Soundso aus Bronze sitzt mit übergeschlagenen Knien auf einem Sessel. Besser als der Herr aus Bronce und das entsetzliche Schaufenster eines Warenhauses passen zu dem Münster die entzückenden Giebelwände der alten Häuserreihe.

ST. GUÉNOLÉ, abends.

In Pont l'Abbé, ein paar Stationen südlich von Quimper, setzten wir uns wieder aufs Rad. In der milden Abendluft fuhren wir durch einsame Dörfer mit eigentümlichen Namen; Kerazan, Loctudy, Plobannalec, Treffiagat u. a. m., wo große schwarzgekleidete Mädchen vor grüngrauen Mauern auf der Straße saßen. Giebel und Türme glühten in der Abendsonne. Die blauen Streifen Meer hinter der weiten Ebene vermischten sich mit dem Abenddunst und die „Landes“ wurden immer öder. In Penmarch war es schon fast dunkel. Düstere Menschen mit den Händen in den Taschen standen umher uud drehten läßig Kopf und Hals nach uns. Wir eilten hastig weiter dem letzten Dörflein entgegen: St. Guénolé. Das armselige Fischerdorf hatte ein gar trauriges Aussehen in der nebligen Abendluft. Auf dem Haideboden am Strand stehen ein paar mächtige Felsblöcke. Zwei unheimliche Burschen, ein roter Köter und ein krummes Weiblein schlichen über den sandigen Boden. Abfälle von Fischen und Krebsen und der schlammige Meerboden erfüllten die Luft mit schlechten Salzdünsten. Im Hotel roch es nach frischer Ölfarbe. Wir verrieten uns mit den Augen, dass wir nicht hier bleiben würden. Bis nur eine Lampe aufgetrieben war, um das Esszimmer zu erleuchten, verging eine unanständig lange Zeit. Der Wirt zeigte uns die Wände der übrigen Räume, an denen ein Kunstmaler seine Spuren hinterlassen hat. Er sprach auch von einer Deutschen, dem einzigen Gast des Hauses. Beim Essen erschien wirklich eine lange

deutsche Jungfrau, die uns kurz Gesellschaft leistete und von der Gegend einiges erzählte. Wir zerbrachen uns den Kopf, was für ein trauriges Geschick das arme Geschöpf, ein Zwischending von Lehrerin und Malerin, an diese elende Gegend binden mochte.

Nachts um 3 Uhr.

Mein Bett ist so ungeschickt gestellt, dass mir ein ferner Leuchtturm alle sieben Sekunden in die Augen blitzen kann. Ich mag mich drehen, wie ich will, von allen Seiten leuchtet der Widerschein. Die Nacht ist schwül, ich weiß nichts besseres zu tun, als über die Fensterbrüstung zu lehnen und in die Dunkelheit hinauszuschauen. Die Flut hat das Wasser bis zum Hotel gebracht; nun plätschert und gluckst es um die Steine, friedlich wie am Vierwaldstättersee. In der Nachtluft schiebt sich alles durcheinander. Vielleicht sind die dunklen Flecke keine Steine, sondern Meertiere. Ich möchte am liebsten hinaus an den Strand und den Felsen suchen, von dem sie eine traurige Geschichte erzählen. Eine Mutter saß mit ihrem Kind friedlich im Sonnenschein auf dem Felsen, als plötzlich eine ungeheuere Welle beide ins Wasser spühlte. Da man nicht feststellen konnte, ob zuerst das Kind oder die Mutter ertrunken war, gab es einen verwickelten Erbschaftsprozess. Alle alleinstehenden Felsblöcke haben ihre rätselhafte Vergangenheit. In Batz bei Le Croisic, wo wir gestern vorbeifuhren, steht der geheimnisvolle Felsen, von dem Balzac eine gruslige Geschichte erzählt hat; gar nicht zu reden von den vielen Grabdenkmälern der bretonischen Urbevölkerung.

Jetzt rumort es nebenan. Ich höre jemanden brummen. Ich sehe am Fenster nebenan meinen Freund, der sich offenbar auch mit Problemen der Dunkelheit befasst. Jedesmal, wenn der Leuchtturmstrahl über die Mauer weg huscht, schimmern unsere Nachthemden kurze Zeit etwas weißer. Mein Nachbar erzählt mir von einem nächtlichen Kampf, bei dem eine Wanze das Leben gelassen hat. Wir machen neue Reisepläne für den Tag, bis es uns fröstelt. Dann vertrauen wir uns wieder unsern Betten an, voll banger Sorge für den Rest der Nacht.

DOUARNENEZ am Bahnhof, 21. Mai.

Auf dem Perron klappert und plappert es. Zehnmal so viel Begleiter als Reisende haben sich noch tausend Dinge mitzuteilen.

Gutmütig grinsende Matrosengesichter unter blauen Tellerkappen und viele Weiblein, die sich von vorn wenig, von hinten gar nicht unterscheiden. Mich wundert, dass man immer noch nicht zum Einsteigen ausruft, da doch die Abfahrtszeit überschritten ist. Ich frage endlich, wann der Zug nach Audierne abfahren soll. Ein Beamter zeigt in die Ferne, wo das Züglein eben um eine Kurve davonschleicht. Es hat sich in aller Stille hinter der davorstehenden Wagenreihe davongemacht, ohne Ruf, ohne Pfiff. Ich reklamiere. Der Beamte gibt zu, das Signal sei allerdings unterblieben, aber.... Er weiß keine Entschuldigung und wird verlegen. Ich reklamiere bei einem zweiten; der sagt, ich soll mein Reisegeld und eine Entschädigung verlangen, da die Vorschriften versäumt worden seien. Was hilft es aber, einen Beamten in Ungelegenheit zu bringen? Ein Fuhrmann bietet mir seine Dienste an. Da der nächste Zug erst abends 7 Uhr abgeht, sage ich zu; denn mein Freund, der auf dem Rad nach Audierne gefahren ist, erwartet mich dort am Bahnhof.

AUDIERNE, abends.

Da der Kutscher sein Pferd schonte, verlief die Fahrt wie ein Krankentransport. Vergeblich wand und drehte ich mich wie ein Hund im Gras, um in dem kurzen Break eine behagliche Lage zu finden. Der Ledersitz wurde bald zum Folterstuhl; er regte mich aber an, die Kruzifixe am Wege mit größerem Verständnis zu betrachten. Nach einer qualvollen Stunde hielten wir kurz in einem armseligen Dorf auf der Anhöhe, Der Fuhrmann belehrte mich, wir seien in Confort, ein Name, der mir nicht recht zu meiner Lage passen wollte.

Am Ende des Dorfes befindet sich ein Calvarium. Auf einem hohen, dreiseitigen Granitsockel mit reich verzierten Pseudofenstern und Gesimsen stehen die zwölf Apostel in behaglicher Würde mit Hirtenstab und Bibel. Sie haben prächtige Locken und wohlgepflegte Bärte, wie die Standbilder der griechischen Philosophen. Sie schauen zuversichtlich in alle Welt, wie das nur Menschen können, denen ein Großer schon den Weg geebnet hat. Hinter den breiten Schultern dieser Männer, aus der Mitte der Plattform, erhebt sich eine Säule und aus deren Kapitell ein Kruzifixus, der nackt und verlassen seinen Kopf auf die Schulter lehnt.

Ich weiß nicht, ob man eine Allegorie erfinden kann, die den

Gegensatz von Christentum und Kirche ausdrucksvoller veranschaulicht als dieses Aposteldenkmal.

Von Confort fuhren wir beständig bergab bis gegen Pont-Croix. Unterwegs, als ich gelegentlich aus dem Schlummern aufwachte und in die goldene Landschaft blinzelte, entdeckte ich hinter dem Schlagschatten der Wagenräder den weiteren Schatten eines Knaben, der sich als blinder Passagier an den Wagen gehängt hatte. Von Zeit zu Zeit guckte er über das Türgitter; dann drückte ich rasch die Augen zu.

Nach Pont-Croix setzte ich mich zum Kutscher. Auf einer letzten Anhöhe kann man die Gegend von Audierne klar überschauen. Ein breiter Meerarm bildet zuerst einen langen, natürlichen Hafen und verjüngt sich landeinwärts zu einem Flüsschen. Zu beiden Seiten des Wassers zieht sich schönes Waldland über die Hügel. Der Kutscher berichtete, dass die großgewordenen Händler ihre Villen in die Parke gestellt haben, während die kleingebliebenen Fischer unten an den Hafendämmen wohnen.

Am Bahnhof in Audierne nahm ich mein Rad in Empfang. Der äußerst höfliche Bahnhofvorstand gab mir Kunde von meinem Freunde, der über mein Ausbleiben beunruhigt sei und abends wieder am Bahnhof warten wolle.

Nun hielt mich nichts mehr zurück. Ich war unendlich begierig, das Meer zu sehen. Ich stürmte weiter, steile Gassen hinauf und hinunter, an armseligen Wohnungen vorbei, hinaus zum Molo. Erst im Sand vor den Wellen fand ich Ruhe. Da kamen sie wieder gewandert, meine Freundinnen, eine nach der anderen, machten ihre majestätische Verbeugung und entfalteten kokett ihr Spitzenkleid über den Sand. Unaufhaltsam wanderten die schäumenden Kämme dem Damm entlang, der immer gelber leuchtete. Gegen Abend stieg ich auf einen Hügel, um von einem alten Gemäuer aus den Hafen zu überschauen. Plötzlich entdeckte ich unten auf dem Damm den Freund. Ich ließ ihn erst weiter schlendern; dann aber pfiff ich aus meinem Versteck das Anfangsthema aus der Eroica. Er stutzte und schaute sich nach allen Richtungen um, mußte aber bald an eine Täuschung glauben, denn in Audierne pfeift man doch nicht aus der Eroica. Ich pfiff wieder. Da kam eine Unruhe über den einsamen Spaziergänger, ich musste

aber, selber ungeduldig, das böse Spiel aufgeben und mich bemerkbar machen. Da gab es ein festliches Wiedersehen.

Am Abend legte sich ein dichter Nebel über den Hafen. In feinen nebelgrünen Tönen schimmerten die bleichen Häuser des anderen Ufers. Vor uns schwankten schwarze Bugspriete und Maste. Wir spazierten noch durch die Dunkelheit bis zum Phare. Die rote Laterne hatte einen bunten Hof. Beim Heimgehen klapperten ein paar Schiffsjungen hinter uns her und johlten unverständliche Lieder in die feuchte Nachtluft.

AUDIERNE, 22. Mai.

Heute früh waren wir an der Pointe du Raz. Ein alter Mann mit Triefaugen hat uns Zimmer empfohlen, die bei einer gewissen Marianne am Ende des Dorfes Lescoff zu haben seien. Wir waren aber durch die Betteleien und die aufdringlichen Führer verstimmt und wussten dem Alten keinen Dank.

Wenn es irgendwie angeht, werde ich mich aber doch dort draußen in der einsamen Haide niederlassen.

Gegen Abend, als wir auf einer Mauer am Molo hockten, bekamen wir Unterricht im Bretonischen. Sechs Lausbuben mit lustigen Laubfleckengesichtern, ein Mädchen mit träumerischen Kuhaugen und ein gutmütiger Bursche waren unsere Lehrer. Ihre gelbbraune Haut passte gut zu den zerrissenen Kleidern aus blauem Segeltuch. Einer der Knaben, ein schalkhaftes Lümplein, war besonders eifrig und mitteilsam. Die Kinder hatten eine unbändige Lust daran, dass es Leute gibt, die nicht einmal die einfachsten bretonischen Wörter aussprechen können. Es gab jedesmal ein wildes Freudengeheul, wenn wir mit der Phonetik in Konflikt kamen. Wir versprachen, am andern Tag den Unterricht fortzusetzen und begnügten uns für heute mit den Wörtern: Schiff, Guten Tag, Schwein, Sonne, Mond, Stern (in dem wir indogermanisches Erbgut erkannten) und Möve (das als Lehnwort unter der Form „goéland“ ins Französische übergegangen ist).

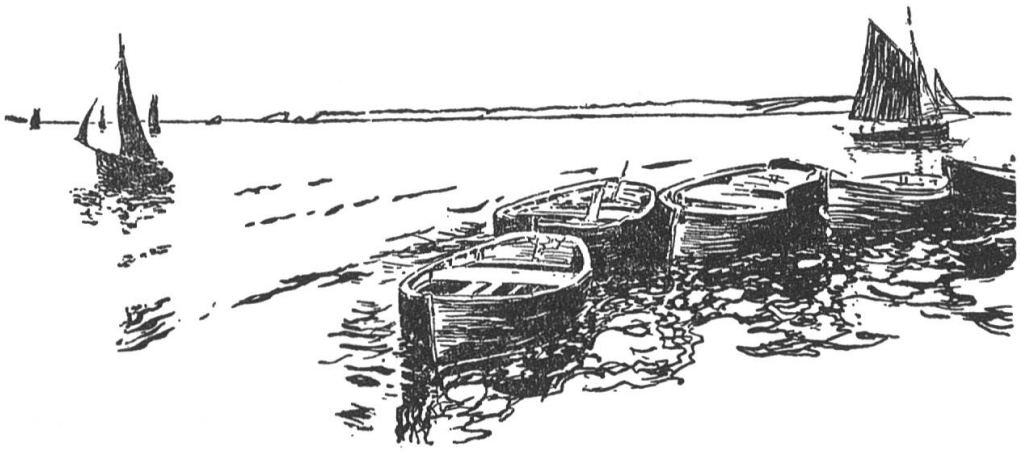
Gegen Abend verdüsterte sich wieder die äußerste Ferne des Meeres. Langsam schlichen die Nebel gegen die Küste. Auf dem Heimweg über den Damm wurden wir von einem betrunkenen Seebären aufgehalten. Er bot uns Fische an. Als wir ablehnten (da wir keinen eigenen Herd haben), fing der Alte an, über die Händler zu wettern. Wir machten ihm vor, wir seien

nach Audierne gekommen, um eine Fischerliga gegen die Großhändler zu gründen, an die er sich hoffentlich anschließen werde. Er versicherte uns, er sei ein guter Sozialist, und schüttelte uns die Hände, dass die Gelenke knirschten. Mit einem begeisterten „au revoir, mes confrères“ ließ er uns weiter ziehen.

23. Mai.

Heute war ein grauer Sonntag, mit weiß, schwarz, ocker und erdgrün hätte man die Stimmung herausgebracht. Durch die grauen Straßen gingen schwarze Frauen zur Messe.

Die Kirche war dicht besetzt. Vom Portal aus schauten wir über die vielen feingestickten Hauben, bis der Blick an einer phantastischen Hecke von mächtigen Modehüten aufgehalten wurde. Auf der vordersten Bankreihe saßen die Vornehmen und überschrien mit ihrem bunten Putz das farbige Allerheiligste. Offenbar besorgen hier die Frauen die religiösen Angelegenheiten für die ganze Familie; Männer und Kinder waren keine da.

Viel edler und ausdrucksvoller als das dumpfe Kirchenschauspiel war die Gestalt einer göttlichen Sauhirtin, die wir beim Bergaufsteigen vor einem Hause trafen. Ein schönes Mädchen in Schwarz mit einem Purpurschal stand auf einem Mauerstumpf und hielt einen Zweig an ihren Arm gelehnt, wie Engel Palmzweige tragen. Ihr Körper ruhte stattlich in sich selbs. wie die Gestalte Paolo Veronese. Neben dem schönen Geschöpf wühlte ein großes Schwein im Kot. Das speckige Rosa der Haut stimmte fein zu den grauen Granitmauern, eine Farbenstimmung, die Degas liebt. Als sich das Mädchen von uns beobachtet sah, sprang es von seinem Sockel hinunter und schlug verlegen auf das Schwein.

(Fortsetzung folgt)